

Das Stadtmuseum Berlin dekolonisieren?

Überlegungen, Prozesse, Praktiken, Perspektiven

Ibou Diop/Frauke Miera/Lorraine Bluche

Kolonialismus und Erinnerung

Bis zur deutschen Wiedervereinigung, und vielleicht bis heute, liegt der Schwerpunkt der Erinnerungsarbeit der deutschen Gesellschaft auf der Aufarbeitung der Verbrechen des Nationalsozialismus. Nur langsam weitet sich der historische Aufmerksamkeitshorizont in jene Bereiche, die ihm vorausgingen.

Durch die westliche Politik der Dominanz, die auf einer Tradition der Unterwerfung und Ausbeutung beruht, wurden die kolonisierten Gebiete in Afrika, Asien, Amerika, Australien und im Pazifik und die dort lebenden Menschen jahrhundertlang ihres menschlichen, materiellen und immateriellen Reichtums beraubt. Mit dem Ziel der maximalen Ausbeutung, bis hin zur Vernichtung, versuchte der Westen, diesen Regionen in einem groß angelegten Projekt ihre Menschlichkeit abzuspochen.

Die Wunden der Kolonialzeit zu überwinden bedeutet, die Verbindungen der ehemals kolonisierten Gesellschaften mit dem Rest der Welt zu betrachten.

Berlin ist der Ort, der dem Kolonialismus als Praxis der Zerstückelung ein Programm gegeben hat. Hier trafen sich im November 1884 bis Februar 1885 die Vertreter europäischer Mächte, um Afrika im wahrsten Sinne des Wortes unter sich aufzuteilen. Dieser Teilung ging Gewalt und Vernichtung durch Versklavung voraus. Die koloniale Aufteilung und Eroberung der Welt fußte auf der vermeintlich wissenschaftlich fundierten Rassentheorie, die afrikanische Menschen an unterster Stelle einordnete.

Diese Weltsicht, an deren Entwicklung Deutschland maßgeblich beteiligt war und heute noch ist, hat zur Folge, dass wir bis heute in einer Welt leben, in der Schwarze Menschen und Schwarze Körper ganz unten in der Hierarchie-

ebene verortet werden. Das bedeutet konkret, dass der Alltag Schwarzer und BIPOC¹ Menschen im Westen, auch in Deutschland, von Rassismus geprägt ist. Dies betrifft in besonderem Maße Menschen afrikanischer Herkunft.

Wer eine andere Zukunft will, muss mit der Gegenwart beginnen. Und wer die Gegenwart verändern möchte, muss auch Geschichte neu erzählen, was auch bedeutet: neue, bisher ungehörte, verdrängte oder mutwillig ausgeschlossene Geschichten zu erzählen – in den Museen und in der breiten Öffentlichkeit.

Dekolonisierung als Haltung

Im Zuge der Restitutionsdebatte² haben sehr viele Museen, Bildungsinstitutionen und Einrichtungen in Deutschland die Dekolonisierungsdebatte³ für sich entdeckt. Dabei ist Dekolonisierung kein Debatten-Thema, sondern eine Haltung und erfordert Mut in der Handlung! Dekolonisierung fragt nach einer neuen Ethik der Beziehung und stellt nicht nur die Frage, ob und wie mit kolonialem Raubgut oder Rezeptionsobjekten umzugehen ist.

-
- 1 BIPOC steht für Black, Indigenous und People of Colour und ist eine gewählte und positiv gedeutete politische Selbstbezeichnung von Personen oder Gruppen als Reaktion auf erfahrene rassistische Diskriminierung.
 - 2 Die Diskussion, wie mit Objekten in europäischen Museen, die aus kolonialen Unrechtskontexten stammen, umgegangen werden soll, hat in Deutschland in den letzten Jahren insbesondere mit dem Projekt »Berliner Schloss – Humboldt-Forum« eine breite Öffentlichkeit erreicht. Proteste gegen die Präsentation der »außereuropäischen Sammlungen« an diesem Ort und für die Rückgabe der Objekte, ebenso die internationalen Debatten sorgten für größere Aufmerksamkeit. Bereits seit den 1950er Jahren gab es entsprechende Forderungen, die aber kaum gehört wurden. Vgl. z. B. Savoy, Bénédicte: *Afrikas Kampf um die Kunst. Geschichte einer postkolonialen Niederlage*, München: C.H. Beck 2021; Strugalla, Anna Valeska: *Museen und Restitution. Postkoloniale Rückgabeforderungen in Westdeutschland seit 1973*, Bielefeld: transcript 2024.
 - 3 Nach dem Zweiten Weltkrieg erkämpften viele kolonisierte Länder ihre Unabhängigkeit. Dekolonisierung bezeichnet allerdings keinen abgeschlossenen Prozess. Der Begriff bezieht sich auf die Verantwortung europäischer Staaten und Akteur:innen für den historischen Kolonialismus und für dessen bis heute wirksame Folgen in Strukturen, Verteilung von Macht und Ressourcen, in Denkweisen und im Alltag, also die Allgegenwart von Kolonialität und Rassismus. Bezogen auf Museen vgl. Brücke-Museum/Stiftung Deutsches Technikmuseum/Stiftung Stadtmuseum Berlin/Bystron, Daniela/Fäser, Anne (Hg.): *Das Museum dekolonisieren? Kolonialität und museale Praxis in Berlin*, Bielefeld: transcript 2022.

Wenn wir Dekolonisierungsprozesse in Institutionen verinnerlichen und ernst nehmen wollen, müssen wir die Einflüsse der Welt aufnehmen. Institutionen sollten es sich zum Ziel setzen, Plattformen für marginalisiertes Wissen und marginalisierte Stimmen in Kunst und Diskurs zu schaffen. Mit marginalisiertem Wissen ist hier das Wissen gemeint, das über Jahre in einer eurozentristischen und heteronormativen Welt nicht anerkannt und nicht ausreichend einbezogen wurde; ebenso das Wissen von Bevölkerungsgruppen, das innerhalb dieses »westlichen Zentrums« der Welt aufgrund von sozialer Ausgrenzung bis heute nicht einbezogen wird.

In diesem Sinne muss es Teil des institutionellen Selbstverständnisses werden, zentrale gesellschaftliche Herausforderungen anzustoßen, in direktem Austausch zu adressieren und dabei den Finger in die Wunde dessen zu legen, was von Politik, Gesellschaft und Kultur bisher nicht oder nicht tiefgehend genug thematisiert wird.

Dekolonisierung will in einer Welt, in der Kolonialität bis heute Realität ist, weiterbestehende (neo)koloniale Strukturen sichtbar machen und durch künstlerische Praxis, wissenschaftliche Diskurse und Bildungsarbeit Ansätze anbieten, diese Strukturen auch zu überwinden.

Es geht darum, die koloniale Vergangenheit Berlins und ihre Nachwirkungen, ihre strukturellen Folgen bis heute für die ehemals kolonisierten Gesellschaften – und auch für Deutschland selbst – zu thematisieren. In der konkreten Arbeit müssen die unterschiedlichen Kanons der Welt in einen Dialog gebracht werden, sich ergänzen und Raum geben für etwas Neues: Weder Deine noch meine Perspektive allein sind ausreichend, jede für sich kann niemals alles erfassen. Gerade aus der Verbindung und dem Austausch verschiedenster Perspektiven entsteht erst etwas ganz Neues und Eigenes.

Dekolonisierung bedeutet, die wunden Punkte der Gesellschaft zu berühren, die Traumata unserer Gesellschaften anzusprechen und anzuerkennen. Es geht darum, gerade dorthin zu schauen und dort nachzufragen, wo es wehtut, z. B. rassistische Strukturen, ausbeuterische Praxen, Diskriminierung von LGBTQ*, Frauen und Kindern sowie intersektionale Ausgrenzungen.

Stadtmuseen und Kolonialismus

Kolonialismus ist kein Thema, das in einer stadtgeschichtlichen Sonderausstellung bearbeitet und dann als erledigt abgehakt werden kann. Vielmehr geht es – so denken wir – um einen grundlegenden Perspektivwechsel in den Er-

zählungen über Stadt in Geschichte und Gegenwart. Die Geschichte der europäischen Expansion hat nicht nur die kolonisierten Gebiete im Globalen Süden geprägt – auch Europa selbst ist ohne die Geschichte des Kolonialismus nicht zu denken. Und beides ist bis heute auf vielen Ebenen eng miteinander verflochten. Nimmt man dies ernst, so braucht es mindestens eine kritische Neusichtung und bestenfalls eine Dezentrierung und Überschreibung bisher dominierender Geschichtsnarrative. Hier können (Stadt-)Geschichtsmuseen als Orte politischer Bildung, die neueste geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse unter Einbeziehung ihrer Sammlungen mehrdimensional, multimedial und für ein breites Publikum verständlich vermitteln (sollten), eine wichtige Rolle spielen. Zugleich bilden die europäische Expansion, der deutsche Kolonialismus und seine Folgen – jahrhundertlang tradierte rassistische Denkmuster und Praxen – den historischen und gesellschaftspolitischen Kontext, in dem Museen in Europa entstanden sind.

Bis vor wenigen Jahren war Kolonialgeschichte in deutschen Geschichtsmuseen bestenfalls eine Fußnote – die Kolonialität tradierter Narrative wurde nicht gesehen und auch nicht problematisiert. Inzwischen spielen die Geschichte des Kolonialismus und ihre Auswirkungen bis in die Gegenwart in Berlin und anderenorts in Deutschland eine immer größere Rolle. Dies ist in großem Maße dem jahrzehntelangen Engagement dekolonialer zivilgesellschaftlicher Akteur:innen zu verdanken.

Auch im Stadtmuseum Berlin hat in den letzten Jahren die Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus und Fragen der Dekolonisierung begonnen. Seit 2020 kooperiert das Stadtmuseum im Rahmen des Verbundprojekts Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt mit drei dekolonialen zivilgesellschaftlichen Initiativen: Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) e.V., Each One Teach One (EOTO) e.V. und Berlin Postkolonial. Die Dekoloniale hat in den letzten Jahren verschiedene Ausstellungsprojekte gemeinsam mit Berliner Bezirksmuseen realisiert, die inhaltlich-konzeptionell wie auch gestalterisch dekoloniale Perspektiven auf Berliner Stadtgeschichte eröffnet haben. Dieses Jahr ist nun eine gemeinsame dezentrale Ausstellung von Stadtmuseum und Dekoloniale in Planung, die die über Jahrhunderte gewachsene Verstrickung Berlins in die globale Versklavungs- und Kolonialgeschichte beispielhaft aufzeigen möchte. Seit 2022 ist zudem am Stadtmuseum eine Kompetenzstelle DeKolonisierung im Aufbau begriffen.⁴

4 Vgl. <https://www.stadtmuseum.de/kompetenzstelle-dekolonisierung>

Im Folgenden möchten wir einen Einblick in aktuelle Prozesse und Projekte am Stadtmuseum Berlin geben, die auf die langfristige Vision einer Dekolonisierung der Institution abzielen. Auch wenn dies grundsätzlich alle Arbeitsfelder und Bereiche innerhalb der Institution betrifft, legen wir hier den Fokus insbesondere auf die Sammlungsarbeit, da hier aktuell ein wichtiger Arbeitsschwerpunkt der Kompetenzstelle DeKolonisierung liegt.

Grundsatzfragen – *weiße Räume*?

Historische Museen in Deutschland sind weiterhin überwiegend *weiß*⁵ geprägte Institutionen. Dies spiegelt sich in der Struktur ihrer Mitarbeiter:innenschaft, auf der Ebene der dominierenden Geschichtserzählungen, in Entscheidungsstrukturen, Unternehmenskulturen und Alltagshandlungen wider. Wenn wir von *weiß* geprägten Räumen sprechen, beziehen wir uns auf die Arbeiten von Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen zu Rassismus und Kritischem Weißsein.⁶ Sie verdeutlichen, dass Rassismus zwei Seiten hat: Er benachteiligt BIPOC, während er zugleich *Weiß*en Vorteile verschafft. Diese Vorteile werden von *Weiß*en in der Regel nicht bewusst wahrgenommen; auch dies ist ein Teil des Rassismus. Denn Rassismus und die Vorherrschaft von *Weiß*en geht einher mit dem Markieren von Schwarz-Sein und dem Nicht-Markieren von *Weiß*-Sein. Um Rassismus in einer Institution – und in der Gesellschaft – abzubauen, ist es erforderlich, die Funktionsweisen von Rassismus zu verstehen. In diesem Sinne sind *Weiß*e adressiert, sich selbstkritisch und -reflexiv mit dem eigenen *Weiß*-Sein und ihrer Verstrickung in tiefsitzende, gesellschaftlich eingeübte rassistische Denkmuster auseinanderzusetzen. Das bedeutet auch, dass sie sich ihrer mit ihrem *Weiß*-Sein verbundenen Privilegien bewusstwerden müssen, so die Kritische Weißseinsforschung. Ziel ist dabei nicht, Schuldzuweisungen vorzunehmen, sondern nachhaltig

5 *Weiß* meint nicht die Hautfarbe, sondern beschreibt eine dominante, privilegierte, gesellschaftliche Position in einer durch Rassismus geprägten Gesellschaft, die meist nicht hinterfragt wird.

6 Vgl. z.B. Maureen Maischa/Kilomba Grada/Piesche, Peggy/Arnd, Susan (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster: Unrast Verlag 2005. Kritische Weißseinsforschung ist keine neue Theorie, sondern begleitet die Produktion und die Auseinandersetzung mit den afrikanischen und afrodiasporischen Literaturen seit langem.

wirksame Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen und zur Übernahme von Verantwortung zu befähigen.

Angeregt durch ähnliche Listen⁷ haben *weiße* Mitarbeitende des Stadtmuseums Berlin im Rahmen eines Coachings zu Kritischem Weißsein begonnen, eine Privilegien-Liste für den musealen Kontext zu verfassen, die wir hier in Auszügen wiedergegeben:

Als *Weißse:r*...

- muss ich mich nicht sorgen, dass in einer Ausstellung meine Geschichte als *Weißse:r* nicht vorkommt.
- muss ich mich nicht sorgen, in einer Ausstellung mit Bildern konfrontiert zu werden, die mich aufgrund meines *Weiß*-Sein abwertend zeigen.
- muss ich mich nicht sorgen, in einer Ausstellung mit Sprache konfrontiert zu werden, die mich aufgrund meines *Weiß*-Sein abwertend benennt.
- kann ich davon ausgehen, dass die Mehrheit der anderen Besucher:innen im Museum auch *weiß* ist.
- kann ich davon ausgehen, dass ich bei meinem Dienstantritt im Museum nicht für die neue Reinigungskraft gehalten werde.
- kann ich davon ausgehen, dass ich in einer Team-Sitzung nicht die:der einzige *Weißse* bin.
- kann ich davon ausgehen, dass ich in einer Team-Sitzung nicht anderen meine Perspektive als *Weißse* nahebringen muss bzw. danach gefragt werde.

Diese Liste, die sich sicher noch stark verlängern ließe, zeigt beispielhaft und eindrücklich, wie sich Rassismus in alle Lebensbereiche einschreibt, so auch in verschiedene Facetten von Museum und Museumsarbeit.

Zur Reflexion der Institution gehört auch die Auseinandersetzung damit, wie sich Rassismus in diese eingeschrieben hat: mit dem über Jahrzehnte eingeübten, als »normal« erachteten Ausschluss Schwarzer und migranti-

7 Vgl. z.B. McIntosh, Peggy: »White Privilege and Male Privilege. A Personal Account of Coming to See Correspondences through Work in Women's Studies«, in: Andersen, Margaret L./Hill Collins, Patricia (Hg.): Race, Class, and Gender. An Anthology, Belmont: Wadsworth 2001, S. 95–105; Sow, Noah: Deutschland Schwarz Weiß: Der alltägliche Rassismus, München: C. Bertelsmann Verlag 2008; Bönkost, Jule: Weiße Privilegien im Arbeitsalltag, IDB Paper No. 1, Berlin 2022 (https://diskriminierungskritische-bildung.de/wp-content/uploads/2022/01/Weisse_Privilegien_im_Arbeitsalltag.pdf).

scher Positionen, dem Ausschluss von Wissen über Kolonialismus, Rassismus, Migration und dagegen dem unreflektierten Selbsterhalt *weißer* Räume, Strukturen, Netzwerke und Wissensproduktion. Dieser Prozess sollte sich auf allen Ebenen in der Institution niederschlagen: bei der Personalgewinnung, den internen Strukturen, bei Kooperationen, in der Kommunikation nach außen, in der Vermittlungsarbeit, bei Veranstaltungen und bei den musealen Kernaufgaben des Sammelns und Ausstellens.⁸

Ein wichtiger Ansatzpunkt auf dem Weg zur Dekolonisierung eines Stadtmuseums ist die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Institution selbst und wie diese repräsentiert wird, worauf wir hier kurz Bezug nehmen: 2024 begeht das Stadtmuseum Berlin sein 150-jähriges Jubiläum. Denn 1874 wurde das Märkische Provinzialmuseum, später Märkisches Museum und heute eines der Stammhäuser der Stiftung Stadtmuseum, gegründet. Im Zuge des Jubiläums befasst sich eine museumsinterne Arbeitsgruppe mit der Institutionengeschichte – darüber hinaus sollen einzelne externe Expert:innen gewonnen werden, um unterschiedliche Aspekte der Geschichte der Institution neu in den Blick zu nehmen – so auch die frühe Phase des Museums unter Gründungsdirektor Ernst Friedel (1837–1918). Für unsere Fragestellung ist hier von Interesse, dass Friedel ein wichtiger Vertreter der frühen Kolonialbewegung in Berlin gewesen ist und entsprechende Diskurse mitgeprägt hat. Die Hinweise auf Friedels koloniale Verstrickungen verdankt das Museum den Kolleg:innen des Verbundprojekts Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt. Das Beispiel zeigt, wie wirkungsvoll das Nicht-Wissen oder Nicht-Fragen funktioniert oder auch – positiv ausgedrückt – die Potenziale des Blickwechsels.

Fokus Sammlung

Wenn es um die Dekolonisierung von Museen geht, sind museale Sammlungen ein zentraler Schauplatz. In den meisten Museen gilt die eigene Sammlung als Herzstück der Institution. Aus ihr heraus möchten Museumsmitarbeitende Geschichte(n) erzählen. Mit ihr bzw. durch sie soll Geschichte be-

8 Das Stadtmuseum Berlin unternimmt seit einigen Jahren Schritte in Richtung diversitätsorientierter Organisationsentwicklung. Diversitätsorientierung kann hilfreich bei der rassismuskritischen Arbeit und dem Dekolonisieren einer Institution sein, ist aber häufig weniger deutlich hierauf zielgerichtet.

wahrt werden. Aber welche bzw. wessen Geschichte war und ist gemeint und welche Geschichte wird bisher wie und von wem erzählt? Wenn Dekolonisierung im Museum auch bedeutet, hier (re)präsentierte Narrative aus einer dekolonialen Perspektive zu hinterfragen, zu ergänzen, zu verändern und bisher dominante Narrative zu dezentrieren, so ist zu fragen, was dies für museale Sammlungen bedeutet.

Im Kontext der Dekolonisierung von Museen in Deutschland standen bisher primär ethnologische Museen mit ihren Sammlungen im Fokus – eine Auseinandersetzung mit stadthistorischen Sammlungen aus einer dekolonialen Perspektive hat bisher kaum angefangen.

Die sehr umfangreiche und vielfältige Sammlung des Stadtmuseums, die im Grunde aus zahlreichen kleinen und großen Teilsammlungen mit je eigenen Geschichten besteht, umfasst um die 4,5 Millionen Objekte. Bei weitem nicht alle sind in der Museumsdatenbank inventarisiert. Mit Einrichtung der Kompetenzstelle DeKolonisierung am Stadtmuseum 2022 und dem bereits 2021 gestarteten Pilotprojekt »Erstsichtung der Sammlungen des Stadtmuseums Berlin auf koloniale Spuren« ist erstmalig das Thema Kolonialismus explizit in den Fokus der Sammlungsarbeit am Stadtmuseum gerückt. Seitdem wird hieran im Rahmen verschiedener Projekte und Formate weitergearbeitet. Es handelt sich dabei um einen auf Langfristigkeit angelegten Prozess, der in der Sammlungsstrategie des Stadtmuseums implementiert ist. Allein aufgrund der schieren Größe der Sammlung, aber auch angesichts der Vielschichtigkeit der mit einer Dekolonisierung verbundenen Fragen, geht es nicht darum, schnelle Antworten zu finden, sondern schrittweise, erprobend, fehlerfreundlich und nachhaltig zu arbeiten.

Das Projekt »Koloniale Spuren« wurde 2021 von einer museumsinternen Projektgruppe vorbereitet und 2022 umgesetzt. Kernidee war, dass museumsexterne Expert:innen im Dialog mit den Sammlungsverantwortlichen am Museum ausgewählte Sammlungsbereiche schlaglichtartig einer Neu-sichtung unterziehen. Operiert wurde im Rahmen des Projekts zunächst mit dem Begriff der »kolonialen Spuren« – am Ende des Projekts empfahlen die externen Expert:innen, sich von diesem Begriff zu verabschieden. Vielmehr habe die Erstsichtung die Alltäglichkeit oder auch Allgegenwart des Kolonialen im Spiegel der Sammlung deutlich gemacht, so dass von einer Kolonialität der Sammlung zu sprechen sei. Tatsächlich drückt sich diese nicht nur in dem aus, was die Sammlung repräsentiert, zeigt und erzählt, sondern auch in all dem, was sie nicht repräsentiert, zeigt und erzählt. In großem Maße ist die Sammlung Spiegel der historischen bis gegenwärtigen Akteur:innen, die

sie konzipiert und angelegt haben – auf struktureller wie auch individueller Ebene.

Hieraus haben Mitarbeitende der Sammlung gemeinsam mit Kolleg:innen von Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt und der rassismuskritischen Design-Agentur Visual Intelligence ein Digitalisierungsprojekt entwickelt, das dank einer digiS-Finanzierung im Jahr 2024 am Stadtmuseum realisiert werden kann. In dem Projekt *Massenmedium Bilderbogen. Repräsentant des Kolonialen Archivs. Erprobung dekolonialer Digitalisierungsstrategien* untersucht das Projektteam kurz gesagt exemplarisch ein größeres Konvolut ein und derselben Objektgruppe auf ihre Kolonialität.

Was haben die Erstsichtung der Sammlung des Stadtmuseums und bisherige Folgeprojekte ergeben? Ein wichtiger Aspekt war und ist die Identifizierung von »Objekten aus kolonialen Kontexten«. Diesen Arbeitsbegriff verwenden wir hier in Anlehnung an den Leitfaden zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten des Deutschen Museumsbundes von 2021.⁹ Koloniale Kontexte weisen dabei zeitlich, geographisch und strukturell weit über den formellen deutschen Kolonialismus von 1884 bis 1918 hinaus und sind von ungleichen Machtverhältnissen und Rassismus geprägt. Der Leitfaden unterscheidet zwischen drei Fallgruppen von Objekten aus kolonialen Kontexten: 1. Sammlungsgut aus formalen Kolonialherrschaften; 2. Sammlungsgut aus Gebieten, die keiner formalen Kolonialherrschaft unterstanden, aber in denen informelle koloniale Strukturen herrschten oder die unter informellem Einfluss von Kolonialmächten standen; 3. Rezeptionsobjekte aus kolonialen Kontexten. Letztere sind Objekte, die »koloniales Denken wider[spiegeln] oder [...] Stereotype [transportieren], denen koloniale Rassismen unterliegen.«¹⁰ Das Gros der bisher in der Sammlung des Stadtmuseums identifizierten Objekten sind Rezeptionsobjekte aus kolonialen Kontexten. Doch finden sich auch Objekte, die den Fallgruppen 1 und 2 zugeordnet werden können. Beispiele hierfür sind sogenannte Kolonialwaren sowie Rohstoffe und die hieraus gefertigten Produkte, z. B. aus Elfenbein oder Kautschuk. Da zudem große Teile der Sammlung des Stadtmuseums noch nicht erschlossen sind, ist denkbar, dass noch weitere Objekte dieser Fallgruppen gefunden werden.

Das eine ist es, Objekte aus kolonialen Kontexten zu identifizieren. Was aber ist im nächsten Schritt mit ihnen zu tun? Fragen, die uns hier inter-

9 Vgl. <https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2021/03/mb-leitfanden-we-b-210228-02.pdf>

10 Vgl. ebd., S. 39.

essieren, sind: Wie ist das Objekt bisher erfasst und beschrieben worden? Wie verschlagwortet? Wird die koloniale Dimension des Objekts überhaupt adressiert? Wenn ja, welche Sprache wird verwendet? Ist diese Sprache rassistisch, diskriminierend und menschenverachtend? Wenn ja, wie damit umgehen? Wie eine neue, rassismuskritische Sprache finden? Wie kann diese in der Institution (und darüber hinaus) implementiert werden? Und auf einer weiteren Ebene gefragt: Was erzählen diese Objekte über Gesellschaften und deren Verflechtungsgeschichte? Möchten wir als Museum sie zeigen? Wenn ja, warum und wie? Laufen wir nicht grundsätzlich Gefahr, rassistische Blickregime zu reproduzieren, wenn wir bspw. Rezeptionsobjekte immer wieder neu öffentlich zeigen? Lassen sich kolonialrassistische Objekte auch gegen den Strich bürsten? Wo finden sich bisher nicht gesehene widerständige Perspektiven? Oder entscheiden wir schlussendlich, manche Objekte als Giftmüll der Geschichte zu entsammeln¹¹? Und was ist mit den zweifelsohne vorhandenen Leerstellen? Die unzureichende Repräsentation von BIPOC-Präsenzen in Berlin könnte zumindest partiell durch das Neu-Sammeln entsprechender Objekte verbessert werden. Aber ist das Stadtmuseum hierfür der richtige Ort?

Was die bisher realisierten Projekte eint, ist eine Arbeitsweise, die auf zweierlei abzielt: Einerseits richten Mitarbeitende innerhalb der Institution einen neuen Blick auf Objekte und reflektieren hergebrachte institutionelle Praxen mit dem Ziel der Veränderung. Andererseits lädt das Museum externe Expert:innen ein – und dabei ist der Begriff der Expertise weit gefasst und umfasst fachliche Expertisen gleichermaßen wie Erfahrungs-, Alltags- und emotionales Wissen. Abhängig von Projekt oder Fragestellung, zuvorderst aber auch immer im Wechselspiel mit Bedürfnissen und Interessen der vom Museum eingeladenen Personen, die nicht zwingend immer selbst an einem Austausch interessiert sind, ist immer neu zu überlegen, wer mit wem und warum zusammenarbeiten möchte, kann, soll.

11 Vgl. z.B. <https://www.hmb.ch/aktuell/blog-generalinventur/48-darf-ein-museum-entsammeln/>; <https://www.museumbund.de/themen/sammlungen/>; vgl. in diesem Zusammenhang auch die grundlegend kritischen Perspektiven in Griesser-Stermscheg, Martina/Sternfeld, Nora/Ziaja, Luisa (Hg.): *Sich mit Sammlungen anlegen. Gemeinsame Dinge und alternative Archive*, Berlin: De Gruyter 2020.

Wie Berlin-Geschichte(n) in Zukunft erzählen?

Die Fragen, die wir im Zusammenhang mit der Sammlungsarbeit aufgeworfen haben, stellen sich gleichermaßen in anderen Arbeitsbereichen des Museums, insbesondere in der Ausstellungsarbeit. Auch hier geht es um den Umgang mit Bildern, Sprache und Objekten. Es ist zu fragen, wie mit der Tatsache umgegangen werden kann, dass Wissen fehlt oder bisher nicht oder nur unzureichend wahrgenommen wurde; dass Objekte und Dokumente nicht gesammelt wurden bzw. dass sie in der Regel nur aus der Herrschaftsperspektive gesammelt wurden; dass Geschichte in der Regel nur aus dieser Perspektive aufgeschrieben wurde. Schließlich ist zu fragen, wie oder ob eine so machtvolle Institution wie das Stadtmuseum befähigt werden kann, dekoloniale Perspektiven einzunehmen und zu vertreten. Der Hinweis auf die Strategie bei den Sammlungsprojekten – internes Lernen und Sensibilisieren und Zusammenarbeit mit externen Expert:innen – deutet an, dass auch die Strukturen überdacht und geöffnet werden müssen.

Um sich Antworten auf diese Fragen anzunähern, hat eine Arbeitsgruppe innerhalb des programmkuratorischen Teams des Stadtmuseums eine Workshop-Reihe zum rassismuskritischen Kuratieren entwickelt, die derzeit in der Umsetzung ist. Übergeordnete Themen sind hier der Umgang mit rassistischen Bildern oder Objekten, Wissensproduktion, Sprache und Autor:innenschaft, Partizipation und Kooperation. Idee der Reihe ist es, im Team und im Austausch mit externen Expert:innen bisherige Ausstellungen des Stadtmuseums (selbst)kritisch zu diskutieren und anders zu betrachten. Hierbei ist das Ziel auch, in bisherige Ausstellungen zu intervenieren, zentral ist aber aus der Auseinandersetzung mit diesen abzuleiten, wie eine rassismuskritische und diskriminierungssensible Annäherung an Stadtgeschichte(n) künftig aussehen könnte.¹²

Der Weg dorthin ist – so denken wir – vielschichtig und sicher nicht einfach. Denn es gilt zunächst einige grundlegende Fragen zu beantworten. Allen voran die Frage: Wer erzählt? Und unter welchen Voraussetzungen? Dabei ist

12 Hierbei knüpfen wir an Veröffentlichungen und Tagungen zum Thema an, z.B.: Bayer, Natalie/Kazeem-Kaminski, Belinda/Sternfeld, Nora: Kuratieren als antirassistische Praxis, Berlin: De Gruyter 2017; Tagung »Das postkoloniale Museum«, Museum der Arbeit, Hamburg, 13.-16.6.2021; Tagung »Antirassistisches Kuratieren: wie geht das?«, Focke-Museum – Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Bremen 7.7.-8.7.2022.

eine klare Haltung einzunehmen. Angesichts der oben beschriebenen, tradierten *weißen* Dominanz bedarf es einer Öffnung der Institution und einer Abgabe von Deutungsmacht. Dies geht zwingend einher mit veränderten Strukturen, die neue Formen von Kollaboration ermöglichen. Die seit 2023 intensivierete Zusammenarbeit mit Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt im Hinblick auf eine gemeinsam erarbeitete Ausstellung kann hier wichtige Lernprozesse anstoßen. Dem Stadtmuseum Berlin eröffnet sich eine große Chance mit der für 2028 avisierten Eröffnung des Museums- und Kreativ-Quartiers am Köllnischen Park, geplant als lebendiger Ort von der Stadtgesellschaft für die Stadtgesellschaft mit Räumen für Veranstaltungen, Kunst und Kultur – und mit neu zu bespielenden Ausstellungsflächen. Diese Chance gilt es zu nutzen.

Dekolonisierung als Theorie und als utopisch-transformatorische Praxis kann die Grundlage für eine entsprechend ausgerichtete Arbeit in Wissenschaft, Kunst, Kultur und publikumswirksamer Vermittlung sein. »Dem Atem der Welt zuhören«, wie es der senegalesische Autor Birago Diop ausdrückte, sollte ein Leitsatz unserer Arbeit sein, um nicht nur auf die Probleme der Welt zu reagieren, sondern um aus der Welt heraus zu agieren, um die kommende Welt voranzusehen und aktiv mitzugestalten. Es geht darum, nicht ausschließlich das, was es gibt, nachzubilden, sondern aus unserem Potenzial des Zusammenwirkens der Welten eine humanere Welt zu schaffen, in der wir alle Einflüsse berücksichtigen. Ganz im Sinne des Dichters und ersten Präsidenten Senegals Leopold Sédar Senghors »Le rendez-vous du donner et du recevoir«.